

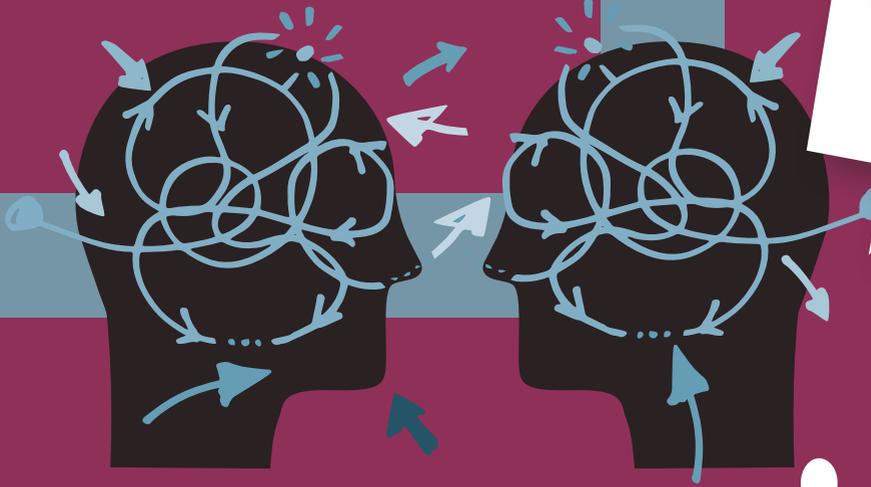


TECHNISCHE
UNIVERSITÄT
DARMSTADT

Klaus Tschira
Stiftung



science
culture



no:crisis

Linguistische
Notizen zu
kritischen
Interaktions-
situationen
in der
Wissenschafts-
kommunikation

Notes on

critical

interaction

situations

in

science communication

no:crisis

Linguistische Notizen zu kritischen Interaktionssituationen in der Wissenschaftskommunikation

Praxisempfehlungen der
Darmstädter Angewandten Linguistik
für Q-Wissenschaftler*innen¹

¹ Q-Wissenschaftler*innen sind solche in der Qualifikationsphase, also im Wesentlichen Doktoranden und Postdocs. Englisch werden sie „Early Career Researchers“ (ECR) genannt. Den üblichen deutschen Ausdruck „wissenschaftlicher Nachwuchs“ wollten wir aus Gründen des Respekts bewusst vermeiden.

Was sind „kritische Interaktionssituationen“ in der Wissenschaftskommunikation?

Mit „kritischen Interaktionssituationen“ sind solche kommunikativen Ereignisse gemeint, die potenzielle **Störfälle in der Pressearbeit und im Medienkontakt** zwischen Wissenschaftler*innen und Journalist*innen darstellen. Sie führen bei den beteiligten Kommunikationspartner*innen zu Unbehagen und Frustration und belasten somit die gesellschaftlich und politisch geforderte Bereicherung des öffentlichen Diskurses um wissenschaftliche Erkenntnisse und Argumente. Um solchen kritischen Interaktionssituationen vorzubeugen, ist bei Wissenschaftler*innen und Journalist*innen ein Bewusstsein für die Ursachen und Gründe möglicher Störungen im Kommunikationsprozess nötig. Ziel der Handreichung ist es daher unter anderem, stereotype Vorstellungen vom jeweils Anderen aufzubrechen und die Fähigkeit zum Perspektivenwechsel zu unterstützen.

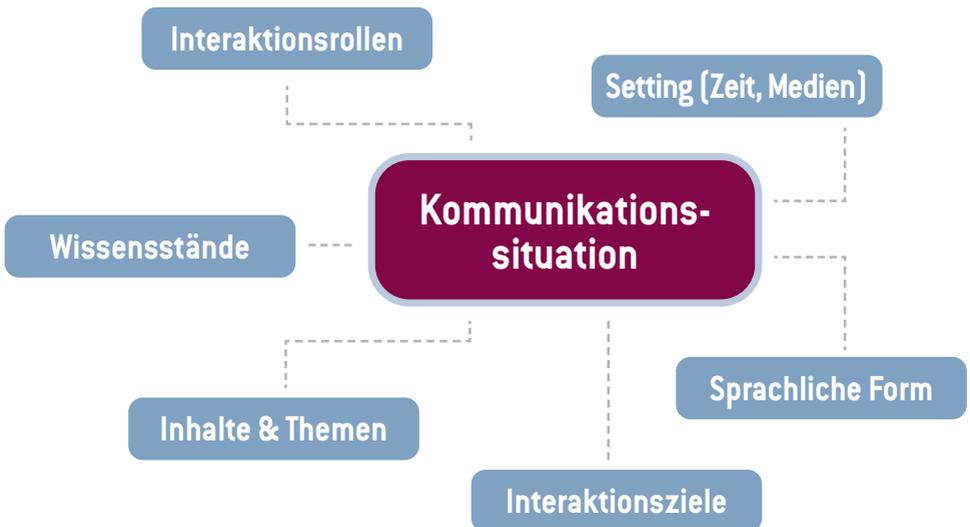


Abb.: Situationsmodell

Was bietet die Handreichung?

Für die Beschreibung und Identifizierung kritischer Kommunikationssituationen orientieren wir uns an einem allgemeinen Situationsmodell, das sich aus verschiedenen linguistischen Ansätzen speist (siehe Abb.). Im Folgenden zeigen wir, entlang authentischer Rückmeldungen medienerechter Wissenschaftler*innen und geordnet nach den Situationsparametern, potenzielle Konfliktpunkte in der Kooperation mit Journalist*innen. Schwerpunkte liegen auf von Wissenschaftler*innen selbst verfassten Texten und Interviews mit Medienschaffenden in und für die Medien Print, Hörfunk und TV. Individuelle Eigeninitiativen über Social Media stehen hier nicht im Fokus, können aber am Rande mitberührt sein – für sie gelten allerdings teilweise ganz andere oder auch unterschiedliche Regeln in Bezug auf Dialogizität, Reichweite, Zeit und Raum.

Zu den einzelnen **Konfliktpunkten** ⚡ bieten wir erstens **Hintergrundwissen** 📖 (insbesondere linguistisches, aber auch psychologisches oder kommunikationswissenschaftliches) und zweitens **Lösungsvorschläge** 💡, die entweder schon konkrete Handlungsempfehlungen darstellen oder erst einmal nur auf mögliche Wirkungen und Effekte eines bestimmten Verhaltens aufmerksam machen wollen. In die Lösungsvorschläge fließen durchgängig authentische Erfahrungen von Wissenschaftler*innen und Journalist*innen ein, mit denen wir in den vergangenen Jahren gesprochen haben (siehe auch „Projekthintergrund“ am Schluss der Handreichung) – so sollen kleine **Zitatausschnitte** 🗉 aus diesen Gesprächen den schnellen Zugang zu den Konfliktpunkten erleichtern. Dafür verzichten wir beim Hintergrundwissen zugunsten von Text Kürze und Anwendungsorientierung ausnahmsweise auf Belege aus der reichhaltigen Forschungsliteratur, die wir an anderer Stelle nachliefern.

Ein letzter Warnhinweis vor Gebrauch!

*Die Handreichung ist **kein** Rezept, wie man als Wissenschaftler*in möglichst schnell prominent und medial erfolgreich wird, sie ist also kein PR-Leitfaden. Schon die Überschriften der Konfliktpunkte sind als Vorwürfe mit selbstironischem Unterton formuliert, auch wenn dahinter echte und ernstzunehmende Konfliktwahrnehmungen stehen – wir wollen aber eben nicht nur Lösungsperspektiven eröffnen, sondern auch zur Reflexion Ihres wissenschaftlichen Selbstverständnisses und zu Selbstkritik anregen. Die Empfehlungen gehen daher von der besten aller möglichen Welten aus, also von Leser*innen, die sich auf andere einlassen wollen und bereit sind, dafür Zeit aufzuwenden und Mühen auf sich zu nehmen. Und die tatsächlich weniger (wissenschafts)politische Eigeninteressen verfolgen als vielmehr wissenschaftliches Wissen zum Nutzen der Gesellschaft fruchtbar machen wollen. Zu idealistisch gedacht? Vielleicht. Doch wann und wo, wenn nicht jetzt und hier?*

Übersicht über die erläuterten Konflikte im Rahmen kritischer Interaktionssituationen

■ 1. Handlungsfeld: Wer folgt welchen Arbeitsroutinen?

- | | | |
|----------------------------|--|----|
| • Konfliktfall 1.1: | Dafür brauche ich mehr Vorbereitungs- und Redezeit – die ich aber eigentlich gar nicht habe! | 8 |
| • Konfliktfall 1.2: | Das ist alles viel zu undifferenziert – wem erzähl' ich das! | 9 |
| • Konfliktfall 1.3: | Woher soll ich wissen, was Sie berichten, bevor ich gelesen habe, was ich gesagt habe? | 11 |

■ 2. Rolle im Diskurs: Wer hat hier welche Aufgaben?

- | | | |
|----------------------------|---|----|
| • Konfliktfall 2.1: | Ich kann nur sagen, was man wissenschaftlich weiß – nicht, was die Gesellschaft tun soll! | 12 |
| • Konfliktfall 2.2: | Wer soll das alles (immer wieder) erklären? | 14 |
| • Konfliktfall 2.3: | Meine Institution, die Medien – und ich? | 16 |

■ 3. Wissen: Wer weiß was (nicht)?

- | | | |
|----------------------------|--|----|
| • Konfliktfall 3.1: | Das ist so komplex – Sie verstehen das einfach nicht! | 18 |
| • Konfliktfall 3.2: | Natürlich bin ich mir nicht sicher! | 20 |
| • Konfliktfall 3.3: | Dazu kann ich eigentlich nichts sagen, das liegt außerhalb meiner Expertise! | 22 |



■ 4. Thema: Worum geht es inhaltlich?

- **Konfliktfall 4.1:** Darüber müsste man neutraler berichten, nicht so kontrovers oder gar politisch-ideologisch! 23
- **Konfliktfall 4.2:** Die Leute hören eh nur auf das, was sie schon zu wissen glauben! 25
- **Konfliktfall 4.3:** Man müsste auch Forschungsprozesse viel mehr erklären! 27

■ 5. Kommunikationszweck: Warum sprechen wir darüber?

- **Konfliktfall 5.1:** Ich will doch auch etwas bewirken?! 29
- **Konfliktfall 5.2:** Müssen Sie das unbedingt so zuspitzen? 31
- **Konfliktfall 5.3:** Was wollen Sie eigentlich von mir? 33

■ 6. Sprache: Wie formuliert man das?

- **Konfliktfall 6.1:** Das ist ein Terminus – der bedeutet etwas ganz anderes! 34
- **Konfliktfall 6.2:** Auf Deutsch lässt sich das so schwer beschreiben! 35
- **Konfliktfall 6.3:** Ich hab' das nicht „behauptet“, das ist so! 36

Projektkontext

37

Literatur

38

1. Handlungsfeld: Wer folgt welchen Arbeitsroutinen?

„Und dann hab' ich das relativ differenziert dargelegt und dann ist das nicht gesendet worden.“

„Ich meine, wenn man nur zehn Sekunden hat, dann müssen Sie ganz genau überlegen, was sagst du in zehn Sekunden.“



Konfliktfall 1.1: Dafür brauche ich mehr Vorbereitungs- und Redezeit – die ich aber eigentlich gar nicht habe!



Forschung und massenmediale Berichterstattung folgen einem je unterschiedlichen Rhythmus, sowohl was die Recherche und eigentliche Wissensarbeit als auch was Textproduktion und Publikationsfristen angeht. Und innerhalb des Journalismus macht es noch einmal einen großen Unterschied, ob es sich um Zeitung, Radio oder Fernsehen handelt und ob gerade die Politikredaktion für die tagesaktuelle Berichterstattung anfragt oder eine Wissenschaftsredaktion eine wöchentliche Sendung plant. In der Linguistik fasst man solche Rahmenbedingungen als **domänenspezifische Arbeitsplatzbedingungen**, die damit verbundenen Erwartungen als **Diskursnormen** und die entsprechend daran ausgerichteten Handlungen als **Praktiken**: Was ist üblich (z. B. an Tempo), was wird erwartet (z. B. an inhaltlicher Differenziertheit), und wie tut man es routiniert (z. B. im Hinblick auf den daraus entstehenden Text). **Der Faktor ‚Zeit‘ spielt dabei eine vielschichtige Rolle**: Wie viel Zeit habe ich zur Vorbereitung eines Telefonats, eines Interviews, eines Statements? Wie viel Zeit hat der*die Journalist*in vorher für die Recherche und danach zur Weiterverarbeitung und Fertigstellung? Wie viel Zeit (bei Printprodukten: Raum) ist vorgesehen für die Publikation bzw. Sendung, d. h. wie kurz und knapp müssen meine Aussagen ausfallen?



Es hilft schon viel sich zu überlegen, was die Arbeitsplatzbedingungen und Diskursnormen des jeweils Anderen sind, um sich entweder auf dessen Erwartungen einstellen zu können oder aber die eigenen Bedarfe deutlicher zu machen. Prüfen Sie daher, ob Sie jetzt im Moment gerade Zeit haben, schnell und fundiert reagieren zu können, ob also die Frage in Ihre Expertise fällt, sodass Sie ohne großen Aufwand Stellung beziehen können. Reagieren Sie zügig und eindeutig, und nennen Sie im Fall einer Absage ggf. alternativ in Frage kommende Kolleg*innen. Fragen Sie im Fall einer Zusage nach, was genau bis wann gebraucht wird, um besser einschätzen zu können, wie ausführlich Sie antworten. Versuchen Sie, sich kurz zu fassen und passend zum Format zu antworten (→ 1.2).

Konfliktfall 1.2: Das ist alles viel zu undifferenziert – wem erzähl' ich das!



Nicht nur zeitliche Rahmenbedingungen und Arbeitsrhythmus gehören zu den Arbeitsplatzbedingungen der verschiedenen beruflichen Handlungsfelder, sondern auch die **Genres und Textsorten**, in denen man sich üblicherweise gesprochen und geschrieben bewegt. Wissenschaftler*innen schreiben zum Beispiel meist keine kurzen Texte, wie sie in den Medien üblich sind, und meist von ihrer **Funktion** her auch keine meinungsbetonten Texte, sondern sachbetonte. Sie kennen ihr **Zielpublikum** (bei wissenschaftlichen Aufsätzen beispielsweise die Kolleg*innen im Fach, bei Lehrbüchern Studierende) und können dementsprechend je nach Textsorte und Publikationsort das **Vorwissen ihrer Leser*innen** ziemlich gut einschätzen. Es gibt fachliche oder verlegerische Normen, wie welche Textsorten **sprachlich und strukturell** auszusehen haben, an denen man sich als wissenschaftliche*r Autor*in orientieren kann. Und gesprochene Tagungsvorträge sind zwar schon eher auch mal sehr kurz, dann aber vom **Inhalt** her fachlich dicht und voraussetzungsreich. – Auch im Journalismus gibt es unterschiedliche Textsorten, die aber oft weniger normiert und gegeneinander abgegrenzt sind. Ihre tatsächliche Leser-/Hörer-/Zuschauerschaft ist weniger festgelegt oder gar nicht genau bekannt; je nach **Medium** kann die Rezeption aber durch Einschaltquoten oder Reichweiten gemessen oder – wie in den Sozialen Medien – genau getrackt werden, sodass unterschiedlich starke **Rückkopplungsschleifen** entstehen, die wiederum die redaktionelle Arbeit beeinflussen. Zudem schafft eine **spezifische Medienlogik** (z. B. Print vs. Hörfunk, aber auch SPIEGEL vs. F.A.Z. usw.) unvermeidlich weitere Rahmenbedingungen. So ist die Funktion vieler journalistischer Textsorten und Formate **nicht nur Information, sondern auch Unterhaltung**. Auch sind die Textsorten praktisch immer kürzer als die in der Wissenschaft üblichen und oft dialogischer angelegt. Schließlich gibt es ganz offene Formen wie die Wissenschaftler*innen-Statements für das Science Media Center Germany (SMC) in Köln, die als Recherche- und Zitatmaterial für jegliche journalistischen Formen der Berichterstattung gedacht sind und in dem Sinne gar kein spezifisches Publikum haben, an dem man sich orientieren könnte.

„Am schlimmsten ist es im lokal-regionalen Bereich. [...] Die [Fragen] waren sehr, sehr oberflächlich.“

„Ich weiß natürlich in keiner Weise, was und ob da irgendwo was ankommt. [...] Das ist wie so ein Sprechen in so einen schwarzen Saal, wo ich nicht weiß, ob da überhaupt Leute sitzen.“



Informieren Sie sich, für welches Medium, welche Textsorte/welches Genre und vor allem auch welches Publikum Sie sich äußern sollen und mit welchem Vorwissen und welchen Erwartungen Sie es also zu tun haben. Dazu gehört auch sich zu informieren, ob Ihre journalistischen Gesprächspartner*innen aus einer Lokalredaktion, der Politikredaktion, dem Feuilleton oder dem Wissenschaftsressort kommen (und was der Gesprächsanlass ist). Versuchen Sie, auf entsprechend mehr oder weniger Vorwissen Rücksicht zu nehmen, und stellen Sie sich darauf ein, dass Sie die Dinge wegen Zeit- und Platzmangels (→ 1.1) ganz sicher nicht so differenziert darstellen können, wie Sie es eigentlich für wissenschaftlich angemessen halten! Bemühen Sie sich trotzdem um einen kohärenten und nicht zu voraussetzungsreichen, verständlichen Text mit einer klaren Argumentationslinie – es geht nicht darum, sich als Expert*in darzustellen, sondern dass Ihr*e Gesprächspartner*in und Ihr Publikum verstehen, was Sie inhaltlich sagen wollen. Ihre Kompetenz besteht dabei darin, im Gespräch auswählen zu können, was unabdingbar wichtig ist und wo man am sinnvollsten etwas weglassen oder vereinfachen kann. Rechnen Sie trotz allem immer mit Kürzungen oder auch damit, dass sich für die recherchierenden Journalist*innen die Themenpräferenzen kurzfristig ändern können – nehmen Sie das nicht persönlich, auch Journalist*innen machen sich nicht freiwillig Arbeit umsonst.





Konfliktfall 1.3: Woher soll ich wissen, was Sie berichten, bevor ich gelesen habe, was ich gesagt habe?



Das Gespräch mit einem*einer Journalist*in ist ein aus beider Sicht professionelles Gespräch. Das bedeutet, dass **das gesprochene Wort gilt** – und es soll auch im Printtext oft noch wie gesprochen wirken. Das Gespräch wird von den Journalist*innen deshalb gelegentlich auch für Printzwecke als Erinnerungshilfe aufgezeichnet. Die Arbeitsprozesse in den meisten Redaktionen lassen aber einen **Freigabeprozess** zu (vor allem bei Wortlaut-Interviews, oft aber auch bei der Übernahme einzelner sogenannter O-Töne, d.h. kleinerer wörtlicher Zitate im journalistischen Printtext). Die Freigabe ist allerdings an (meist geringe) vorgegebene Umfänge gebunden, d.h. man kann nachträglich oft nichts oder nur wenig hinzufügen, durchaus aber Formulierungen noch einmal ändern. Bei Online-Formaten gelten andere Regeln, hier sind Langformen mitunter sogar begehrt. Überschriften, Vorspann und ggf. Bildunterschriften werden oft erst kurz vor der Veröffentlichung vom sogenannten Chef vom Dienst, aber nicht immer vom* von der Autor*in formuliert. – Bei Radio und Fernsehen können natürlich nur Vorab-Aufnahmen noch einmal geschnitten werden, keine Live-Beiträge, und selten hat man hier ähnlich viel Einfluss wie im Printbereich. Auch hier können sich die Formate deutlich unterscheiden: ein spontanes 2–3-min-Live-Interview im Radio ist etwas völlig anderes als ein vorbesprochener und nachträglich geschnittener Podcast. Je nach Format sind in Radio und Fernsehen Änderungen im Rahmen einer Freigabe oft wegen des großen Arbeitsaufwandes nicht möglich.

Machen Sie sich bewusst, dass bei einem Interview oder einem Bericht, in dem Sie zitiert werden, nicht Sie die Letztverantwortung als Autor*in haben, sondern der*die Journalist*in! Informieren Sie sich dennoch gleich zu Anfang, ob eine Freigabe möglich ist, und machen Sie Ihre persönliche Entscheidung davon abhängig, ob Sie ggf. auch ohne Freigabe zu Äußerungen bereit sind. Rechnen Sie mit Pointierungen und Zuspitzungen, insbesondere in der Überschrift, die Aufmerksamkeit für das Medienangebot erregen sollen – das ist im Zweifelsfall schlicht einfach nicht zu ändern. Sie können nur versuchen, sich vorab über den Kontext des Gesprächs und das Ziel der Berichterstattung bestmöglich zu informieren (→ 1.2, 5) und – selbst inhaltlich gut vorbereitet – durch die Art Ihrer Darstellung explizit zu machen, was Ihnen wichtig erscheint und worin tatsächlich das Neue, Besondere, Bemerkenswerte Ihrer Aussagen liegt.

„Das Gefährliche ist, wenn das so entkoppelt ist. Wenn dann [...] nur ein Teil rausgenommen wird von dem, was man eigentlich auch kommuniziert hat an die Presse.“

„Ich mach' das eigentlich nur noch, wenn ich von denen das Versprechen kriege, dass ich zumindest kurz drüberlesen kann.“

„Der erste Absatz und die Überschrift, die sieht man halt eigentlich nicht.“

2. Rolle im Diskurs: Wer hat hier welche Aufgaben?

„Die Aufgaben von uns sind nur politik-relevant, aber nicht vorschreibend zu formulieren. Das ist eine Frage der Formulierung natürlich.“

„Und dann kommt die Debatte, dass wieder erwartet wird, die Wissenschaftler oder die Wissenschaft soll sagen, was jetzt jeder Einzelne tun soll – das wäre halt das bequemste.“

„Ich probiere da eigentlich, die Verantwortung immer wieder an die Einzelnen von uns zurückzugeben.“

⚡ **Konfliktfall 2.1: Ich kann nur sagen, was man wissenschaftlich weiß – nicht, was die Gesellschaft tun soll!**



Linguistisch unterscheidet man **verschiedene Diskursrollen**, die man im Gespräch einnehmen kann (z. B. informierende*r Wissenschaftler*in, beratende*r Expert*in oder aber betroffene*r Bürger*in mit einer politischen Einstellung und Meinung). Je nach Rolle, die eingenommen wird, wird ein unterschiedlicher Umgang mit Wissen erwartet – in der Politikberatung unterscheidet man beispielsweise **zwischen epistemischen (wissensbezogenen) oder legitimatorischen (entscheidungsbezogenen) Sprachhandlungen**. Das Selbstverständnis der meisten Wissenschaftler*innen ist das von Forscher*innen, die mittels spezialisierter Methoden über ein Wissen von besonderer Qualität verfügen. Gegenüber der Öffentlichkeit pflegen sie daher oft eine aufklärerische Grundhaltung, ohne aber der Gesellschaft die Verantwortung für gesellschaftspolitische Entscheidungen und Verhaltensweisen abnehmen zu wollen oder zu können. Vielen Wissenschaftler*innen fällt es allerdings schwer, im konkreten Austausch (nur) die Rolle eines so verstandenen **Honest Brokers** einzunehmen (d. h. eines ‚ehrlichen Maklers‘ wissenschaftlicher Erkenntnisse und Argumente), ohne eigene (z. B. forschungspolitische) Interessen zu verfolgen. – Gesellschaft und Politik erwarten von Wissenschaftler*innen häufig bewertende Aussagen und konkrete Empfehlungen, mit denen sich Entscheidungen und Handlungsweisen begründen oder rechtfertigen lassen. Diejenigen Wissenschaftler*innen, die sich darauf einlassen (und auch überzeugt davon sind, über entsprechendes Wissen zu verfügen!), werden allerdings nicht selten von Kolleg*innen oder auch Journalist*innen als belehrend, bevormundend oder gar interessengetrieben (und nicht zuletzt als zu wenig selbstkritisch) wahrgenommen.





Ihnen sollte bewusst sein, dass sich aus unterschiedlichen Rollen und unterschiedlich akzentuierten Sprachhandlungen vielfältige Konflikte ergeben können. Das gilt erst recht, wenn man Stellungnahmen zu Krisenphänomenen oder strittigen Themen abgeben soll, weil dann zum Beispiel Aussagen, die Sie eigentlich beschreibend gemeint haben, normativ interpretiert oder als Zitat in einem Text entsprechend gerahmt werden können (→ 6.3). (Siehe aber auch die Kehrseite → 5.1.) Klären Sie daher mit Ihren Kommunikationspartner*innen nach Möglichkeit vorab Ihre jeweiligen Erwartungshaltungen und Ihr eigenes Selbstverständnis – oder seien Sie zumindest sensibel im Blick auf die Diskursrollen, die Ihnen von Ihrem Gegenüber explizit oder implizit zugeschrieben werden. Klären Sie ggf. explizit, wie Sie Ihre Rolle als Wissenschaftler*in gegenüber Öffentlichkeit und Politik verstehen und zu welcher Art von Aussagen Sie (nicht) bereit sind – machen Sie mindestens deutlich, wann Sie über wissenschaftliche Erkenntnisse im Forschungsfeld reden und wann über Handlungsoptionen oder gar Empfehlungen, die aus ersteren resultieren (können). Wechseln Sie zum Beispiel in die Rolle des*der Bürger*in, wenn Sie wissenschaftlich nicht begründbare normative Aussagen treffen oder außerhalb Ihrer eigentlichen Expertise argumentieren wollen. Damit und mit einer klaren disziplinären Verortung im Fach (→ 3.3) können Sie Ihre Integrität und den Geltungsanspruch Ihrer Aussagen sichern und positiv zu einem öffentlichen Wissenschaftsvertrauen beitragen.

„Also, ich würde sagen, der Journalist ist zwischen mir und der Öffentlichkeit. [...] Beim Journalisten schon muss ich viel mehr mitliefern, als ich vielleicht dachte.“

„Wahrscheinlich wär's zumindest sinnvoll, wenn die Wissenschaftler dahin kämen, dass sie in einer Form, die die Leute nicht überfordert, über Wissenschaft kommunizieren könnten.“



Konfliktfall 2.2: Wer soll das alles (immer wieder) erklären?



Auch wenn Wissenschaftskommunikation über nichtwissenschaftliche Formate im besten Fall **Arbeitsteilung** bedeutet, ist und bleibt sie doch für alle Beteiligten (also auch für die beteiligten Wissenschaftler*innen!) zeit- und arbeitsaufwendig. Weil eben oft nicht nur die neuesten Arbeitsergebnisse, sondern auch Hintergründe, Arbeitsweisen und Kontroversen abgefragt werden und entsprechend eingeordnet werden müssen. Bei den Journalist*innen kann es sein, dass sie sich im Themenfeld nicht auskennen – oder: dass sie bereits viel recherchiert oder schon mehrfach darüber berichtet haben – oder: dass sie sogar selbst einmal das entsprechende Fach studiert haben. Was Wissenschaftler*innen also selbstverständlich erscheint, ist es für Journalist*innen nicht unbedingt, und für das breite Publikum ganz sicher nicht. In den Äußerungen steckt oft implizites Wissen der Disziplinen, das für Außenstehende unverständlich bleibt. In der sogenannten **Experten-Laien-Kommunikation** stellen Journalist*innen daher **professionelle Vermittler*innen** dar. Üblicherweise beherrschen sie viele **Techniken und Strategien der Popularisierung**, um Wissenschaft verständlich und ansprechend zu erklären (wie z. B. Vergleichen, Erzählen, Personalisieren, Anknüpfen an Alltagserfahrungen), sie wissen also ebenso wie die Wissenschaftler*innen meist sehr gut, was sie tun und warum. Pointiert und vereinfacht gesagt, könnte man die Arbeitsteilung vielleicht so fassen: Journalist*innen stellen oft Fragen, die sich die Wissenschaftler*innen selbst nicht stellen – Wissenschaftler*innen sagen oft Dinge, auf die man selbst nicht kommt. Die Wissenschaft ist also auf solche Vermittler*innen angewiesen, um bestimmte außerwissenschaftliche Publika zu erreichen. Das entlastet Wissenschaftler*innen aber nicht aus der **Verantwortung, selbst ebenfalls verständlich über ihr Fach sprechen zu können**, um zu einer erfolgreichen Wissenschaftskommunikation beitragen zu können.





Klären Sie den Wissenshintergrund Ihres Gegenübers, bevor Sie entscheiden, wie weit Sie bei Erklärungen ausholen, um Ihre Gesprächspartner*innen weder zu über- noch zu unterschätzen und um ihnen respektvoll zu begegnen. Stellen Sie sich nicht über sie. Auch wenn Sie für die Fachfragen die Expertise besitzen, erfüllt auch Ihr Gegenüber ebenso wie Sie eine wichtige gesellschaftliche Aufgabe. Und stellen Sie sich darauf ein, dass eine gute Wissenschaftskommunikation auch Ihnen Arbeit macht. Sie können durchaus im Vorfeld üben, wie sich das aus Ihrer Sicht Wichtige auch einfacher sagen lässt. Über die Inhalte Ihres Faches zu Menschen mit unterschiedlichem Vorwissen sprechen zu können (→ 6), sollte zu Ihren wissenschaftlichen Kernkompetenzen gehören.

„Ich zähle das nicht wirklich zu meiner Arbeit, ganz ehrlich. Und man macht das eher als Dienstleistung an der Gesellschaft.“

„Da ist dann eine Person unserer Öffentlichkeitsarbeitsarbeit dabei und sagt: Worum geht's hier eigentlich, was wollen wir denn jetzt? Und das und das können wir als Institut mittragen; wenn Du das anders formulierst, geht das nicht.“



Konfliktfall 2.3: Meine Institution, die Medien – und ich?



Die meisten Universitäten, Hochschulen und Forschungseinrichtungen haben inzwischen eigene **Abteilungen für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit**. Eine solche kann und soll die Wissenschaftler*innen beim Kontakt mit den verschiedenen (oft erfahrenen und versierten) Medienschaffenden beraten, unterstützen und auch schützen. Allerdings kann es hier zu unterschiedlichen und möglicherweise **konfigurierenden Interessen** kommen, denn die Institution versteht sich nicht selten als die eigentlich Verantwortliche und Betroffene, was Sichtbarkeit, Image und Reputation betrifft. Die Kommunikation wissenschaftlicher Erkenntnisse ist jedoch letztlich der **Freiheit der Wissenschaft** verpflichtet (besonders schwierig mitunter bei Kooperationen mit der Industrie) und nicht vor allem und in erster Linie den PR-Zielen einer Institution. Andererseits sind die Mitglieder einer Institution ihrem Arbeitgeber bis zu einem gewissen Grad auch verpflichtet. Auch hieraus können also Konflikte entstehen: **Öffentliches Wissenschaftsvertrauen** basiert laut empirischer psychologischer Forschung auf der Wahrnehmung von **Expertise, Integrität und Gemeinwohlorientierung**. Nicht-interessengeleitete Wissenschaftskommunikation sollte daher etwas genuin anderes sein als Werbung und PR, auch wenn sie natürlich immer Auswirkungen auf das persönliche und institutionelle Image hat.





Versuchen Sie frühzeitig, die Presseabteilung in Ihre Kommunikationsaktivitäten einzubeziehen und diese mit ihr abzustimmen. Bewahren Sie aber auch Ihre wissenschaftliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Versuchen Sie, mögliche ernsthafte Interessenskonflikte abzuschätzen und diese im Vorfeld offen anzusprechen und zu klären. Zu solchen Interessenkonflikten kann es zum Beispiel gehören, wie mit Unsicherheiten, Misserfolgen oder unerwarteten und politisch möglicherweise konfliktträchtigen Befunden umgegangen wird, wie das Verhältnis zu industriellen Kooperationspartnern ist oder auch, wie explizit bei Pressemeldungen über kooperative Forschungsleistungen auch die jeweiligen Kooperationspartner*innen anderer Universitäten und Einrichtungen mitgenannt werden. In solchen Fällen möglicher Interessenskonflikte steht nicht nur Ihre persönliche, sondern stehen auch die institutionelle und die allgemeine Integrität von Wissenschaft in der Öffentlichkeit auf dem Spiel (siehe dazu allgemeine Leitlinien für eine gute Wissenschaftskommunikation: <https://www.wissenschaft-im-dialog.de/ueber-uns/leitlinien-zur-guten-wissenschafts-pr/>).

3. Wissen: Wer weiß was (nicht)?

„Ich glaube, die Komplexität des Problems ist eines der größten Probleme. Es überfordert.“



Konfliktfall 3.1: Das ist so komplex – Sie verstehen das einfach nicht!



„Also das Problem ist [...], wenn [... Leute...] die Thematik halt gar nicht kennen. Und gar nicht wissen, wo die Fragen liegen und was erklärt werden muss und was die Namen der Sachen bedeuten. Und dann hat man schnell das Problem, dass die Sachen nicht stimmen.“

Wissenschaft hat sich in ihrer Entwicklung immer mehr **durch Arbeitsteilung spezialisiert**. Auch die Probleme, mit denen die heutige Gesellschaft umzugehen hat, werden immer komplexer und können oft überhaupt nur noch interdisziplinär gelöst werden. Das bedeutet, dass sich Wissen sehr oft nicht mehr eigener Erkenntnis (eigener Anschauung, eigener Erfahrung) verdankt, sondern im **notwendigen Vertrauen auf die Erkenntnisleistungen anderer** erworben wird und werden muss. Wer Experte auf seinem eigenen Gebiet ist, ist oft schon Laie in der Nachbardisziplin und ist daher auf **Kontextinformation und Einordnungen** angewiesen. Für Journalist*innen gilt dasselbe – auch sie haben sich meist auf ein Ressort und innerhalb des eigentlichen Wissenschaftsjournalismus oft auf ein Fach oder bestimmte Themen spezialisiert. Wissenschaftsjournalist*innen entwickeln allerdings im Verlauf einer professionellen Karriere Expertise im Umgang mit vielen verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen. Da es bisher an Geschäftsmodellen für Qualitätsjournalismus in digitalen Medienmärkten mangelt und sich der mediale Wettbewerb um die knappe Ressource Aufmerksamkeit im Publikum massiv verschärft hat, kommt es zu einem **Abbau der Wissenschaftsredaktionen**, die sich der professionellen Beobachtung der Wissenschaften widmen. Der Transformationsprozess des Journalismus im Digitalen ist derzeit nicht abgeschlossen, es kommen also beim Medienwandel verschiedene Konfliktpotenziale (Zeit, Vorwissen, Kompetenz, Aufgabenteilung, Problemkomplexität) zusammen, wie sie auch schon unter 1 und 2 Thema waren.





Wissenschaftskommunikation erfordert Geduld und Sorgfalt bei allen Beteiligten – beim Erklären ebenso wie beim Zuhören, Weiterverarbeiten und Verstehen. Sie sollten sich also bemühen, mit Blick auf das Vorwissen Ihrer Kommunikationspartner*innen Verstehenshintergründe (z. B. zum Wissenstypus ‚Modellierung‘ oder dem des ‚Szenarios‘) und Kontext (z. B. zu zugrundeliegenden Fragestellungen und Experimenten) mitzuliefern. Vor allem sollten Sie dabei helfen, Ihr Wissen im Feld zwischen bereits Bekanntem, Unsicherem und noch offenen Fragen einzuordnen. Auch können Sie am besten beurteilen, welche Details wichtig sind, um die größeren Zusammenhänge zu verstehen, und wo mögliche Missverständnisse, typische Fehler oder eine unangemessene Einseitigkeit in der Berichterstattung entstehen könnten. Auch wenn Sie nicht beliebig auf redaktionelle Prozesse Einfluss nehmen können, können Sie doch selbst – nicht zuletzt durch die Investition von Zeit, Geduld und Offenheit – durch einen kohärenten Text und sprachliche Klarheit einen großen und wichtigen Beitrag leisten, damit über Ihr Forschungsfeld inhaltlich angemessen berichtet wird (→6). Unterstützung und Umsicht dieser Art wird in aller Regel von journalistischer Seite auch sehr geschätzt: Wer besser versteht, was Journalist*innen benötigen, kann seine Aussagen anschlussfähiger gestalten.

„Aber die Wissenschaft kann das in vielen Dingen nicht so definitiv sagen. Ich glaube, das Bewusstsein fehlt völlig in der Öffentlichkeit. Weil es aber auch nirgends dargestellt wird.“

„Weil es einfach in der schnelllebigen Zeit viel zu viel Zeit kosten würde, diese Unsicherheiten zu klären, und da will keiner mehr zuhören.“



Konfliktfall 3.2: Natürlich bin ich mir nicht sicher!



Nichtwissen und Unsicherheit sind genuiner Teil von Wissenschaft – und übrigens auch unseres Alltagslebens, und wir kommen meist auch ganz gut zurecht damit, dass wir in den meisten Bereichen des Lebens Laien sind. Nichtwissen ist also kein Defizit, sondern Teil unserer Lebensrealität. In der Forschung motiviert (Noch-)Nicht-(genau-genug-)Wissen jede Fragestellung, und Unsicherheiten können in vielen Disziplinen statistisch auch genauer gefasst werden (z.B. Wahrscheinlichkeiten von Risiko oder auch von Messfehlern). Andere Unsicherheiten (wie fehlende Daten oder methodische Probleme) sind mitunter als unvermeidlich zu akzeptieren und relativieren keinesfalls die Gültigkeit von Forschungsergebnissen. Die empirische Forschung zur Rezeption von Wissenschaftskommunikation zeigt, dass die **explizite Thematisierung und transparente Sichtbarmachung von Unsicherheiten** keinesfalls **Integrität und Expertise** der zitierten Forscher*innen schmälern, sondern im Gegenteil stärken und zu einem größeren Vertrauen in Wissenschaft beitragen. Allerdings zeigen Experimente auch, dass sich der Grad von Unsicherheit durch natürliche Sprache (z.B. mit Wörtern wie sicher, zweifellos, wahrscheinlich, möglicherweise) nicht exakt beschreiben lässt, sondern dass immer (!) mit unterschiedlichen Interpretationen zu rechnen ist – bei Fachkolleg*innen genauso wie bei Laien. Empirisch belegt ist z.B., dass Laien den Sicherheitsgrad bei probably und possibly genau umgekehrt einordnen als Expert*innen.





Gehen Sie mit den zwangsläufigen Forschungslücken und Unsicherheiten in Ihrem Arbeitsgebiet offen und offensiv um – Sie riskieren nichts, wenn Sie zugeben, dass man –, dass Ihr Fach –, dass Sie etwas nicht genauer wissen oder präziser sagen können. Im Gegenteil. Versuchen Sie stattdessen, die Art der Unsicherheit genauer zu beschreiben und was sie für die Gültigkeit Ihrer Forschungsergebnisse oder auch mögliche Schlussfolgerungen konkret bedeutet. Gehen Sie davon aus, dass Sie sich weder auf bloße statistische Werte zurückziehen noch alltagssprachliche Wörter finden können, die alle Ihre Kommunikationspartner*innen und Hörer*innen/Leser*innen in der von Ihnen beabsichtigten Weise eindeutig interpretieren werden. Die einzige Möglichkeit, sich hier abzusichern, besteht in expliziten Sprachregelungen, wie sie bereits viele Institutionen (wie z. B. der IPCC) verwenden: nämlich quantifizierbare Unsicherheiten mit festen sprachlichen Etiketten zu belegen. Auch dies schützt aber nicht vor möglichen Missverständnissen. Daher muss es ausreichen, dass Ihnen diese Probleme bewusst sind – vielleicht lässt sich von Situation zu Situation durch explizites Erklären, Vergleichen und Veranschaulichen angemessen gegensteuern und vereindeutigen.

„Und man kann natürlich jetzt gucken, ob man die Frage reduzieren kann auf das, wo man Experte ist, [...] trotzdem hat man dann das Problem, dass dann vielleicht der Großteil der eigentlichen Frage unbeantwortet bleibt.“

„Da komme ich in anderer Hinsicht an meine Grenzen, nicht wegen Unsicherheit, sondern weil es geht ja in Richtung Politik, Wirtschaft, oder meinetwegen technische Dinge, und da endet irgendwann meine Expertise.“



Konfliktfall 3.3: Dazu kann ich eigentlich nichts sagen, das liegt außerhalb meiner Expertise!



Schon unter → 3.1 war die Arbeitsteilung in der Wissenschaft Thema. Wissenschaftler*innen sind daher in der Regel Expert*innen für ganz bestimmte Forschungsfelder und Forschungsschwerpunkte. Für Journalist*innen sind diese unterschiedlichen Spezialisierungen und Binnengrenzen in den Fächern und daraus resultierende **Zuständigkeit und Expertise** nicht immer ohne weiteres ersichtlich; zudem nutzen sie oft schon **bestehende Kontakte** oder fragen gezielt bei Wissenschaftler*innen an, von denen sie wissen, dass sie gut reden und gut erklären können und die freundlich und kommunikationsbereit sind.



Machen Sie die Grenzen Ihrer Expertise immer deutlich und nehmen Sie nicht zu Themen Stellung, von denen Sie selbst der Meinung sind, dass Sie sich dort nicht gut auskennen. Auch hier geht es wieder um Ihre Integrität innerhalb und außerhalb der Scientific Community, es geht aber auch darum, dass Journalismus und Öffentlichkeit nur mit kompetenter und kenntnisreicher Information gedient ist, zumal wenn wissenschaftliches Wissen – obwohl sehr spezialisiert – in größere Kontexte eingeordnet werden muss. Es nützt also eigentlich niemandem, wenn Sie sich zu Kommentaren außerhalb Ihres tatsächlichen Fachgebiets überreden lassen.



4. Thema: Worum geht es inhaltlich?

Konfliktfall 4.1: Darüber müsste man neutraler berichten, nicht so kontrovers oder gar politisch-ideologisch!



Mit der Arbeitsteilung in der Wissenschaft einerseits, mit der guten wissenschaftlichen Praxis des **kritischen Denkens** andererseits hängt zusammen, dass Forschung in der Regel vielstimmig ist. (Robert Merton hat letzteres vor knapp 100 Jahren „organized scepticism“ genannt und dies, Max Weber folgend, neben Intersubjektivität, Integrität und Gemeinwohlorientierung zu grundlegenden wissenschaftlichen Werten erklärt.) **Kontroversen und Diskussion**, die konstruktives Streiten ermöglichen und erfordern, sind ebenso normal für die Wissenschaft wie die Vorläufigkeit von Forschungsergebnissen und damit verbundene Unsicherheiten (→ 3.2). In **politisierten Kontexten** können sich allerdings Lager bilden, und zwar nicht nur in der eigentlichen Politik, sondern auch in Wissenschaft und Berichterstattung (→ 5.1). Dies kann dazu führen, dass Rivalitäten inszeniert und Unsicherheiten verschwiegen oder im Gegenteil bewusst instrumentalisiert werden (→ 5.3) – aber auch, dass zu Unrecht Konsens unterstellt und nicht mehr weiter diskutiert und argumentiert wird. Solche Konfliktlagen verschärfen sich in der Regel bei hohem politischen Handlungsdruck oder aus anderen Dringlichkeitsgründen.

„Es gibt hier wirklich in Deutschland keine Rivalität und keine Konkurrenz zwischen Wissenschaftsdisziplinen. Auch wenn das manchmal in den Medien so dargestellt sein will.“

„Und dann kommt eben noch hinzu – und das ist tödlich – dass das Thema ideologisiert ist. [...] Das heißt also, man koppelt sich von der Wissenschaft ab und tut das irgendwie mehr in so eine politische Schublade herein. Und das ist verheerend.“



Interessensfreiheit der Wissenschaft und eine gute wissenschaftliche Praxis im Umgang mit Datengewinnung, -aufbereitung und -auswertung sollten für Sie unhintergebar sein – und zwar nicht nur in der Forschung, sondern auch bei deren öffentlicher Darstellung, selbst wenn die Öffentlichkeit diese Werte nicht zwangsläufig kennt oder teilt. Das wiederum spricht aber nicht dagegen, dass Sie Positionen einnehmen können und sollen, die sich im aktuellen Wissensstand verorten und diesen auf den Punkt bringen (→ 5.2). Auch hier sind also wieder vor allem Einordnung und Transparenz wichtig (→ 3.1, 3.2): Machen Sie deutlich, wo es in Bezug auf Ihre Erkenntnisse Unsicherheiten, Grenzen der Interpretierbarkeit und mögliche alternative Deutungen gibt. Erklären Sie, warum und inwiefern es Kontroversen zu einem Thema gibt, ob diese also beispielsweise auf unterschiedliche Fragestellungen und theoretische Ausgangspositionen, auf verschiedene Methoden oder auf widersprüchliche Ergebnisse und Interpretationen zurückzuführen sind. Versuchen Sie, auch unter Leistungs- und Zeitdruck, im Wettstreit um Exzellenz und Innovation sowie erst recht im Kontext von politisierter und medialisierter Krisen- und Risikoforschung selbstkritisch, sachlich und konstruktiv zu bleiben. (Wünschenswert wäre natürlich zudem, sich bestmöglich theoretischem Dogmatismus, ideologischem Streit innerhalb und außerhalb des Faches oder gar politischer oder auch emotionaler Vereinnahmung durch andere zu entziehen – entscheiden Sie selbst, inwieweit Ihnen dies immer möglich ist und in Ihrer Wissenschaftskommunikation funktioniert.)



⚡ Konfliktfall 4.2: Die Leute hören eh nur auf das, was sie schon zu wissen glauben!

📖 Empirische Untersuchungen aus Kommunikationswissenschaft und Psychologie zeigen, dass Laien **andere Entscheidungsheuristiken** haben als Fachleute (auch wenn Wissenschaftler*innen natürlich auch nur Menschen und zudem Laien außerhalb ihres eigenen Fachs sind!). Das bedeutet: Menschen können zwar grundsätzlich auf die Problemlösekompetenz von Wissenschaft vertrauen und auch einen Text für wissenschaftlich und deshalb für glaubwürdig halten – sie ändern dadurch aber nicht zwangsläufig ihre Meinung, ihre Einstellung oder ihre Verhaltensweise. Stattdessen orientieren sie sich oft an Familien und Freunden oder sogenannten **Meinungsführer*innen**, also an einzelnen Menschen, denen sie persönlich vertrauen. Weitere Studien zeigen wiederum, dass in Deutschland auch nach der Pandemie noch über zwei Drittel der Befragten der Wissenschaft vertrauen und wissenschaftliches Wissen für ein qualitativ besonders zuverlässiges Wissen halten. Nur ein sehr geringer Prozentsatz der deutschen Bevölkerung gehört zu ‚echten‘, d. h. zu Durch- und durch-Verschörungstheoretiker*innen, die aber in ganz analoger Weise wie Wissenschaftler*innen argumentieren. Sie berufen sich ebenfalls auf Studien, Zahlen und (vermeintliche) Evidenz, misstrauen aber Wissenschaft und Politik als Institutionen, die sie als ignorant gegenüber ihrer Lebenswirklichkeit wahrnehmen. Sie lassen sich daher nicht überzeugen, wenn einfach Zahlen gegen Zahlen und Studien gegen Studien gestellt werden. Viele Bürger*innen sind aber (nur) in einzelnen Fragen unsicher und (nur) einzelnen **verschwörungstheoretischen Argumenten oder Annahmen** zugänglich – ein Ziel von Wissenschaftskommunikation könnte sein, sie (wieder) mehr ins Boot zu holen.

„Die Erwartungshaltung der Leute, was sie hören wollen, ist sehr viel stärker geworden als früher [... und] die Erwartungshaltung wird durch die Medien auch befriedigt.“

„Das glauben die Leute einfach, weil es behauptet wird, und viele der Leute, die sich [wissenschaftlich] damit auseinandersetzen, resignieren dann irgendwann.“



Versuchen Sie durch ihr wissenschaftliches und kommunikatives Handeln, das Vertrauen in Wissenschaft als demokratisch relevante Institution zu rechtfertigen und zu fördern – zum Beispiel durch die Erklärung von Forschungsprozessen, die offene Thematisierung von Unsicherheiten und die nachvollziehbare Einordnung von Daten und Erkenntnissen. Alle anderen Punkte, die in dieser Handreichung angesprochen sind, sind dafür letztlich relevant. Die meisten Journalist*innen haben ein ähnliches Anliegen und können Sie durch ihre professionellen Erfahrungen und Einschätzungen unterstützen – Wissenschaft ist nicht zuletzt darauf angewiesen, dass auch das Vertrauen in den Qualitätsjournalismus nicht verloren geht. Arbeiten Sie also Hand in Hand daran, dass mehr Menschen bereit sind sich die Mühe zu machen, Zusammenhänge verstehen zu wollen und Dinge zu Ende zu denken.



⚡ Konfliktfall 4.3: Man müsste auch Forschungsprozesse viel mehr erklären!



Nicht jedes Forschungsthema eignet sich (gleichermaßen gut) für die Wissenschaftskommunikation, nicht jedes lässt sich ohne vertieftes Hintergrundwissen erklären, und nicht jedes Thema halten Journalist*innen für aktuell, spannend oder wichtig genug, das heißt, nicht jedes Thema hat einen ausreichenden **Nachrichtenwert**. Die publizistische Nachrichtenwerttheorie unterscheidet je nach Ansatz verschiedene Kriterien, die ein Thema berichtenswert machen, auch wenn dies medien-, ressort- oder auch ganz grundsätzlich kulturspezifisch sein kann (zum Beispiel fördern Aktualität oder räumliche, kulturelle oder politische Nähe bzw. Betroffenheit sicherlich die Aufmerksamkeit für ein Thema; ein nur kulturspezifischer Wert dagegen ist Negativität). Eine allgemeine und deshalb flexible Orientierung bietet daher vielleicht am ehesten die basale Unterscheidung von **Wissens-/Orientierungswert, Gebrauchswert und Unterhaltungs-/Gesprächswert**. Es kann vermutet werden, dass wissenschaftliche Expertise im Politikressort vor allem Gebrauchs- und vielleicht auch grundlegenden Orientierungswert hat, in der Polit-Talkshow oder im Feuilleton aber vielleicht eher Unterhaltungs- und Gesprächswert. Zu einem tieferen Verständnis von Wissenschaft führt es aber, wenn auch Inhalte kommuniziert werden, die vor allem Wissens- und Orientierungswert haben und damit eine bessere Einordnung ermöglichen – eben zum Beispiel, **wie Forschung ‚funktioniert‘**, wie die Daten, auf deren Basis Wissen generiert wird, entstanden sind und in welches bereits vorhandene Wissen sich neues Wissen einfügt. Die empirische Rezeptionsforschung zeigt, dass schon knappe Erläuterungen zum Forschungs- und Datenerhebungsprozess (z. B. zum Experiment oder der Anlage der Feldforschung) Interesse, Verständnis und Akzeptanz von wissenschaftlichen Befunden erhöhen. Aus journalistischer Sicht ist es aber für die Erzeugung von Reichweite meist trotzdem wichtig, ein solches Grundlagen- und Orientierungswissen so zu präsentieren, dass es Aktualitätswert besitzt.

„Die Wissenschaft kann sichere Aussagen treffen, aber man muss einfach drum herum sehen, wie diese Aussagen erarbeitet wurden. Und das ist, glaube ich, für die Öffentlichkeit dann schwierig einzuschätzen.“

„Ich meine es ist wichtig, dass auch jeder versteht, wie Wissenschaft funktioniert. [...] Es ist nicht nur das Ergebnis wichtig, sondern irgendwie auch die Story, wie komme ich zu einem Ergebnis.“



Versuchen Sie, nicht nur zu erklären, was die Wissenschaft (vertreten in Ihrer Person) weiß, sondern auch, wie man das herausgefunden hat. Hierzu gehören wieder die oben bereits genannten, ganz grundsätzlichen Aspekte wie Einordnung und Transparenz (→ 3.1), aber auch so etwas wie Anschaulichkeit, Nachvollziehbarkeit und Spannung: Versuchen Sie zu vermitteln, was Forschung so spannend macht und dass es hier immer auch Erfolg und Misserfolg gibt. Erzählen Sie von Ihrer Arbeit und nehmen Sie Ihre Gesprächspartner*innen ‚mit ins Labor‘, ‚mit ins Feld‘, damit diese sich eine bessere Vorstellung von Wissenschaft machen können und auch dadurch vielleicht größere Zusammenhänge leichter verstehen. Besprechen Sie mit Journalist*innen, wie sich auch der Forschungs- und Erkenntnisprozess als solcher in eine Stellungnahme oder einen Bericht integrieren lässt – und warum das aus Ihrer Sicht für das Verständnis des Gesagten wichtig ist.



5. Kommunikationszweck: Warum sprechen wir darüber?

Konfliktfall 5.1: Ich will doch auch etwas bewirken!?

 Dies ist sozusagen die Kehrseite zum Konfliktfall 2.1 – Wissenschaftler*innen sind zwar aus gutem Grund meist vorsichtig oder verspüren gar Unbehagen, wenn von ihnen eine wissenschaftliche Bewertung der Politik und konkrete politische Handlungsempfehlungen erwartet werden. Das bedeutet aber nicht, dass es nicht gleichermaßen zur Frustration führen kann, wenn Politik und Medien wissenschaftliche Erkenntnisse zu ignorieren scheinen. Es ist sicherlich gerade in Krisenzeiten mit erhöhtem Zeit- und Handlungsdruck ein echtes **Dilemma der Wissenschaftskommunikation**, wie proaktiv und offensiv wissenschaftliche Befunde in die Öffentlichkeit getragen werden sollen und welche **Balance** zwischen epistemischen und legitimatorischen Sprachhandlungen, zwischen **Beschreibung und Empfehlung** gehalten werden soll. Nicht selten kommt es in solchen Situationen auch zu heftigen innerwissenschaftlichen Debatten um die **Rolle der Wissenschaft in der Gesellschaft**. In der Forschung dominieren heute pragmatistische Modelle der wissenschaftlichen Politikberatung, die eine echte Kooperation zwischen Politik und Wissenschaft befürworten: Demnach trägt die Wissenschaft den Wissensstand, orientiert an gesellschaftlichen Problemlagen, zusammen und wagt im Rahmen von Diagnosen auch Prognosen (z. B. durch Modellierung und Simulation), die wiederum Handlungsspielräume aufzeigen. Auf deren Basis trifft die Politik dann politische, das heißt immer auch: wertorientierte Entscheidungen. Internationale Panels wie das IPCC (Klimawandel) oder das IPBES (Biodiversität) sind Beispiele für Kooperationen dieser Art. Dennoch ist das in der Wissenschaft verbreitete paternalistische Selbstbild, Politik, Medien und Öffentlichkeit durch Belehrung aufklären zu wollen und zu können, durchaus einer **kritischen Selbstreflexion** wert (→ 4.1).

„Ich habe oft das Gefühl, man hat kommuniziert, da ist vielleicht irgendwo das Wissen ein bisschen erhöht oder das Denken ein bisschen verändert, aber es ist eben nicht unbedingt evident, dass es dann zu einem anderen Handeln führt.“

„Wir erreichen ja nur einen ganz kleinen Teil der Menschen. [...] Ich glaube, der Großteil der Bevölkerung, den erreichen Sie überhaupt nicht.“



Hier kann man eigentlich nur sagen: Folgen Sie Ihrem Gewissen – und bleiben Sie dem Zweifel gegenüber aufgeschlossen. Es gibt zwar den Wert der Interessensfreiheit der Wissenschaft, aber es ist ein Irrtum zu glauben, Sie würden Ihre Forschung völlig frei von Weltanschauungen betreiben (können). Sie sind immer schon Teil der Welt und der Gesellschaft, die Sie erforschen, und auch naturwissenschaftliches Wissen ist – trotz seiner besonderen methodischen Qualität – bis zu einem gewissen Grad ‚nur‘ sozial konstruiert (das heißt: zeitgebunden, kulturgebunden, paradigmengebunden, z.B. an konkrete experimentelle oder generelle theoretische und methodische Entscheidungen). Auf der anderen Seite sollten Sie auch nicht der Versuchung erliegen zu glauben, dass wissenschaftliche Evidenz allein politische Handlungen ausreichend begründen kann. Da die Sichtweisen auf dieses Dilemma der Wissenschaft weit auseinander gehen und es sowohl für politische Enthaltensamkeit als auch für politisches Engagement gute Gründe geben kann, können Sie der Situation nur durch Ehrlichkeit sich selbst und anderen gegenüber begegnen: Machen Sie deutlich, in welcher Rolle (→ 2.1) Sie gerade sprechen, was Sie als Wissensproblem behandeln wollen und was Ihrer Meinung nach eher ein Wertproblem ist, was Sie wissenschaftlich begründen möchten und was Ihren persönlichen Überzeugungen entspricht. Treffen Sie für sich selbst eine bewusste Entscheidung, statt über andere zu urteilen.



 **Konfliktfall 5.2: Müssen Sie das unbedingt so zuspitzen?**

 Hier geht es noch einmal um **Textfunktionen** (soll primär informiert, aufgeklärt oder unterhalten werden? → 1.2) und auch wieder um **Nachrichtenerwerte** (wann wird ein Text überhaupt gelesen/eine Sendung gehört/geschaut? → 4.3), denn alle Medien stehen miteinander und mit alternativen Medien (z. B. Kino, Literatur, Computerspiele) in einem permanenten Wettbewerb um Aufmerksamkeit und Reichweite. Journalist*innen üben im Rahmen ihres Berufsfeldes – je nach Ressort, Format und Thema – zudem typische **journalistische Praktiken** aus wie Informieren, Aufklären, Aufdecken, Warnen, Unterhalten oder Moderieren, in deren Rahmen es zweckrational sein kann, zu argumentieren, zu erklären, zu erzählen, zu verschleiern, zu vergleichen, zu dramatisieren, zu polarisieren, zu emotionalisieren usw. Dies sind weder journalistisch noch linguistisch trennscharfe Sprach- und Texthandlungen, die Aufzählung soll nur die Breite des Spektrums verdeutlichen und zugleich zeigen, dass journalistische Textfunktionen und Texthandlungen eben oft andere sind als wissenschaftliche. Der **Umgang mit Unsicherheit** dabei wird schon seit dreißig Jahren untersucht: Während Wissenschaftler*innen Unsicherheiten in der Regel thematisieren, um sich durch sogenannte caveats abzusichern, die Schwächen anderer Arbeiten aufzuzeigen und die Gültigkeit der eigenen Befunde zu stützen, nutzen Journalist*innen Verweise auf Expert*innen und ihr (Nicht-)Wissen entweder, um sich als unparteiische Instanz zu positionieren oder um die Dramaturgie des Beitrags oder auch ihre eigenen Ansichten zu stützen und zum Beispiel investigativ oder auch warnend auf Risiken oder offene Fragen zu verweisen. Beide Seiten nehmen dabei oft nicht wahr, dass der*die jeweils Andere hier andere Ziele verfolgt, wissenschaftlicher Unsicherheit also auch einen unterschiedlichen Stellenwert und kommunikativen Effekt zumisst. Dementsprechend tun sich Wissenschaftler*innen oft schwer mit dem journalistischen Wunsch nach eindeutigen **Positionen und Statements** (→ 4.1) und bevorzugen vorsichtige oder relativierende Formulierungen. Das grundsätzliche Dilemma zwischen sachlicher Differenziertheit und pointierter Zuspitzung bleibt in der Wissenschaftskommunikation aber ein Grundkonflikt für alle beteiligten Akteure.

„Also Konjunktive werden rausgestrichen, und das ist da immer so ein kleiner Kampf, dass man das wieder reinkriegt.“

„Das hätte man jetzt selber nicht geschrieben.“



Überlegen Sie schon im Vorfeld, was Sie definitiv sagen und bestätigen können, wo Sie also eindeutig und bestimmt Position beziehen können, und wo Sie unbedingt relativieren möchten und vorsichtige oder abwägende Formulierungen von der Sache her notwendig erscheinen. Teilen Sie dies Ihren Gesprächspartner*innen explizit mit. Das heißt, machen Sie diesen Konflikt zum Thema: Entziehen Sie sich nicht jeglicher Positionierung, sondern machen Sie deutlich, wo genau Sie etwas dezidiert vertreten können und wo es ein Ausdruck von Integrität ist zu relativieren. Sie werden die meisten Journalist*innen offen und gesprächsbereit finden, sofern die Formate nicht von vornherein auf Provokation und Unterhaltung angelegt sind (wie zum Beispiel viele Polit-Talkshows). Prüfen Sie also bei sensiblen und kritischen Themen entsprechend vorher, ob das angebotene/angefragte Format eines ist, das Sie zu bedienen bereit sind (→ 1; vgl. auch die MagDa-Maximen zur Wissenschaftskommunikation), und kalkulieren Sie ein (bzw. akzeptieren Sie), dass Journalist*innen auf Aufmerksamkeitserzeugung, Suchmaschinenoptimierung und Reichweiten angewiesen sind, um demokratische Öffentlichkeiten überhaupt erst herstellen zu können.



Konfliktfall 5.3: Was wollen Sie eigentlich von mir?



Selten kommt es vor, dass von journalistischer Seite gezielt nur eine ganz bestimmte Sicht der Dinge gewünscht ist. Dies kann an der Hauspolitik oder auch der Qualität des Mediums liegen, an der mangelnden Professionalität des*der Journalist*in oder aber auch an dem Bedürfnis, dem **journalistischen Gütekriterium der Ausgewogenheit** gerecht zu werden (wenn also schon andere Positionen eingeholt worden sind, aber noch eine bestimmte Position fehlt). Journalistisch diskutiert wird in diesem Kontext die Gefahr einer sog. **False Balance**, wenn nämlich Minderheitenmeinungen oder gar Fake News so einem breiten, fundierten und argumentativ gut gestützten Konsens gegenübergestellt werden, dass es wie ein ausgewogenes Bild gleichstark vertretener Sichtweisen wirkt.



Sie sind der/die Expert*in – Sie haben einen Überblick über das Forschungsfeld, die verschiedenen Positionen, aktuelle Kontroversen und mögliche ungestützte Außenseiterpositionen (oder sollten es sich bei konfliktträchtigen Themen verschaffen). Pochen Sie aber nicht einfach auf Ihre fachliche Autorität, sondern weisen Sie diese argumentativ nach, indem Sie sich auch hier um eine sachliche Erläuterung und Einordnung der Kontroverse bemühen und nachvollziehbar auf eine problematische Politisierung, Ideologisierung oder Emotionalisierung aufmerksam machen (→ 4.1, 5.2). Wenn Sie das Gefühl haben, dass Sie instrumentalisiert werden und Dinge gesagt haben, die Sie nicht sagen wollten, können Sie Ihre Zustimmung zu verwendeten Zitaten unmittelbar im Anschluss an das Interview zurückziehen.

„Ich hatte auch schon mehrfach Anfragen, und nachdem die meine Philosophie, also meine Sichtweise verstanden haben, waren sie am Interview nicht mehr interessiert, weil ich nicht das gesagt habe, was sie hören wollten.“

„Da habe ich mich richtig instrumentalisiert gefühlt. Da hat man genau gemerkt, die wollten [nur] einen Bedenkenträger.“

6. Sprache: Wie formuliert man das?

„Und da passieren ganz leicht Fehler, weil in der Wissenschaft kommt es genau auf die Formulierung an, zum Teil auch auf die Begrifflichkeit, nicht, wo dann ein Journalist sagt, das sind doch eigentlich Synonyme – [...] für uns ist es überhaupt nicht das Gleiche.“

„Und das ist tatsächlich ein Problem, weil in der wissenschaftlichen Sprache, zum Beispiel, gewisse Begriffe anders belegt sind.“



Konfliktfall 6.1: Das ist ein Terminus – der bedeutet etwas ganz anderes!



Termini (also wohldefinierte Fachwörter) sind das sprachliche Handwerkszeug des/der Wissenschaftler*in, weil sie es erlauben, im Idealfall präzise, effektiv, eindeutig und systematisch über fachliche Inhalte kommunizieren zu können. Nicht selten sind Termini zugleich Fremdwörter – deutschsprachige Termini (zum Beispiel in den Ingenieurwissenschaften oder in der Rechtswissenschaft) sind oft noch schwerer als solche zu erkennen. Nicht immer fällt aber auch denen, die in der jeweiligen Fach- und Wissenschaftssprache zuhause sind, noch auf, dass Termini für Laien nicht ohne weiteres zu verstehen sind oder dass Laien **abweichende Bedeutungskonzepte** (zum Beispiel weniger komplexe oder fehlerhafte) mit solchen Fachwörtern verbinden. Selbst innerhalb und zwischen Disziplinen kann es zu Missverständnissen kommen, wenn alle Beteiligten automatisch und unreflektiert davon ausgehen, sie würden mit einem bestimmten Fachausdruck schon alle dasselbe meinen, nur weil es ein Fachausdruck ist. Diese **Mehrdeutigkeit von Termini über verschiedene Fächer hinweg** kann für Journalist*innen erst recht ein Stolperstein sein.



Versuchen Sie, Fachwörter möglichst ganz zu vermeiden oder zu umschreiben. Wo dies nicht möglich ist: Erklären Sie sie explizit, zum Beispiel durch eine vorangestellte oder nachfolgende Worterklärung/Definition, durch Analogien und Vergleiche oder durch treffende alltagssprachliche Synonyme (also gleichbedeutende Wörter – sofern vorhanden). Gehen Sie nicht davon aus, dass Fachwörter doch längst bekannt sein müssten, nur weil über ein Thema auch in der Öffentlichkeit schon länger verhandelt wird. Bedenken Sie vor allem, dass zwar viele Fachwörter in die Alltagssprache wandern (können), dass sie dabei aber fast immer ihre präzisen fachlichen Wortbedeutungen verlieren oder es durch Bedeutungsähnlichkeiten mit anderen Wörtern zu Missverständnissen kommen kann.

Konfliktfall 6.2: Auf Deutsch lässt sich das so schwer beschreiben!

 Zum oben beschriebenen Übersetzungsproblem Fachsprache > Alltagssprache (→ 6.1) kommt vor allem in den Naturwissenschaften noch ein weiteres Problem hinzu, nämlich dass der wissenschaftsinterne Austausch inzwischen weitgehend auf Englisch abläuft. Dies stellt die Beteiligten vor die Herausforderung eines **zweistufigen Übersetzungsprozesses**: Wissenschaftler*innen sollen das Wissen ihrer englischsprachigen Vorträge und Aufsätze plötzlich auf Deutsch formulieren, die Journalist*innen achten auf Allgemeinverständlichkeit und die Erklärung von Fachwörtern. – In der germanistischen Forschung zur deutschen Wissenschaftssprache wurde jahrelang gefordert, **Deutsch als Wissenschaftssprache** nicht aufzugeben, um die Möglichkeiten der Muttersprachler*innen zum differenzierteren Ausdruck nicht unnötig zu beschneiden und zugleich den Bestand der traditionsreichen deutschsprachigen Wissenschaftssprachen zu erhalten und weiterzuentwickeln. Solche Forderungen werden mit dem **Zusammenspiel von Sprache und Denken** begründet, das heißt mittels der Hypothese, dass auch die wissenschaftliche Ideenqualität darunter leide, wenn Forschung und innerwissenschaftliche Kommunikation nur noch in einer längst nicht von allen Beteiligten perfekt beherrschten Fremdsprache stattfinden.

 Hier gibt es eigentlich nur den Rat: Üben Sie bei jeder Gelegenheit, von Ihrer Forschung auch auf Deutsch zu berichten, selbst wenn das in Ihrem Fach in Forschung und Lehre nicht mehr üblich ist. Lernen Sie die Differenziertheit Ihrer Muttersprache – sofern dies das Deutsche ist – wieder neu schätzen, indem Sie beispielsweise populärwissenschaftliche Vorträge auf Deutsch halten (und machen Sie sich dann die Mühe, auch Ihre Folien ins Deutsche zu übertragen). Wie alles Sprachenlernen und jede Sprachverwendung ist das alles reine Übungssache – man wächst mit den kommunikativen Herausforderungen, auf die man sich ernsthaft einlässt. Ansonsten gilt, was schon unter 6.1 gesagt wurde: Arbeiten Sie vor allem an verständlichen und zugleich begrifflich angemessenen Alternativen für die Fachwörter und Termini Ihres Forschungsfeldes.

„Wo ich mir so am meisten Gedanken drüber mache, ist immer, wie man seine Forschung kommuniziert, also in welchen Worten eigentlich, weil die wissenschaftliche Sprache ist halt irgendwie so ganz anders, und wenn ich mit Arbeitskollegen quatsche, dann ist das sehr leger und man macht's ja häufig auch in Englisch, weil die Fachsprache auch Englisch ist.“

„Was dann auch immer wieder war, dass alles, was man als Wissenschaftler einspielt, dargestellt wird in indirekten Sätzen. Also ‚der Wissenschaftler findet, dass‘. Und mein Befund ist erst in dem dass-Satz. [...] Ich finde, das lässt es sehr indirekt aussehen und sehr abgeleitet irgendwie. Und es nimmt den Befunden, die ich mitzuteilen habe, auch ihre Faktizität.“



Konfliktfall 6.3: Ich hab' das nicht „behauptet“, das ist so!



Hier geht es abschließend um Fragen des sprachlichen Stils, genauer um den **Stil journalistischer Textsorten**. Während es in der Wissenschaftssprache eine Tugend ist, gleiche Konzepte auch mit immer gleichen Fachwörtern zu belegen, also gerade eindeutig immer wieder mit denselben Wörtern auf dieselben Bedeutungen zu referieren, so gilt in journalistischen Texten das **Prinzip der Variation und Abwechslung**, um den Text sprachlich attraktiver zu gestalten. Das hier benannte Problem ist dabei ein ganz spezielles, weil es um die **Verben des Sagens und Meinens** geht, die hier variiert werden. Zum einen sollen durch solche Verben **Quellenbelege** ermöglicht werden (sie sind also ein Hinweis darauf, dass es sich um Zitate handelt) – zum anderen soll ein abwechslungsreicher Stil zum Lesen motivieren, der eben auch bedeutet, dass sogenannte O-Töne (Originaltöne) den Text auflockern und Wissenschaft als etwas dargestellt wird, hinter dem Menschen und Forschungsgeschichten stehen. Auf diese Weise kommt es dann zu den kritisierten Satzstrukturen und zudem neben vielleicht ‚faktischer‘ wirkenden Verben wie feststellen und sagen auch zur Verwendung von Verben wie meinen, finden, behaupten, glauben, vermuten oder womöglich von Verben, die über rein informative Sprachhandlungen hinausgehen, wie warnen, drohen, fragen oder versprechen.



Dieses Problem lässt sich fast nur im Zuge einer Textfreigabe angehen: Hier haben Sie dann ggf. die Möglichkeit, einzelne Verben noch einmal zu korrigieren. Mit der Textsortenspezifik, dass Variation und Personalisierung hier funktional und daher letztlich unvermeidlich sind (auch zugunsten von Leserbindung und Lesemotivation! → 1.2), müssen Sie sich allerdings wahrscheinlich arrangieren – Sie können dem allenfalls graduell entgegenwirken, indem Sie selbst eindeutig sind in Bezug auf Ihre Sprachhandlungen (z.B. sachbetont oder meinungsbetont) und die Geltungsansprüche Ihrer Aussagen (→ 3.2).

Projektkontext



TECHNISCHE
UNIVERSITÄT
DARMSTADT

Klaus Tschira
Stiftung



Diese Praxisempfehlungen sind entstanden im Rahmen des von der Klaus Tschira Stiftung geförderten Projekts „Förderung der Textkompetenz von Nachwuchswissenschaftler*innen in den Naturwissenschaften“ (2018–2022), geleitet von Prof. Dr. Nina Janich, Technische Universität Darmstadt. In diesem Projekt sind 17 Interviews (je 45–180 min, insges. 25,5 h) mit weitgehend medienerfahrenen und teils sehr renommierten Naturwissenschaftler*innen verschiedenster Universitäten und Forschungseinrichtungen geführt worden. Die Zitate aus diesen Interviews sind sprachlich minimal behutsam geglättet und natürlich aus Gründen des Umfangs stark verkürzt. Eine in Vorbereitung befindliche Publikation wird das sich in den jeweiligen Konfliktsichten widerspiegelnde wissenschaftliche Selbstverständnis noch genauer analysieren; dort werden sich dann auch Belege auf grundlegende bzw. weiterführende Forschungsarbeiten finden.

Die vorliegenden Empfehlungen, formuliert und verantwortet von Prof. Dr. Nina Janich, basieren auf der Mitarbeit von Dr. Lisa Rhein, Maïke Sänger, Niklas Simon & Hanna Strub, Anregungen verdanken wir außerdem den Kolleg*innen eines gemeinsamen Kooperationsprojekts zur Wissenschaftskommunikation während der Covid19-Pandemie, Dr. Sina Lautenschläger und Prof. Dr. Kersten Sven Roth, Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg (siehe hierzu auch die praktische Handreichung „MagDa-Maximen zur Wissenschaftskommunikation“). Schließlich danken wir Dr. Philipp Niemann vom Nationalen Institut für Wissenschaftskommunikation (NaWik) in Karlsruhe für die Vorablektüre dieser Handreichung und konstruktive Kritik.

In besonderer Weise zu Dank verpflichtet sind wir einerseits den Wissenschaftler*innen, die sich für Interviews über ihre Erfahrungen mit Journalist*innen bereit gestellt haben, andererseits Volker Stollorz und seinem Team vom Science Media Center Germany (SMC) in Köln, die uns an der wissenschaftsjournalistischen Perspektive auf kritische Interaktionssituationen haben teilhaben lassen.

Volker Stollorz persönlich danken wir insbesondere dafür, dass er auch diese Handreichung kritisch unter die Lupe genommen und konstruktiv kommentiert hat. Weiter bestehende Unzulänglichkeiten des Textes gehen auf unser Konto.



Ausgewählte weiterführende Literatur zu den Ergebnissen dieses und verwandter Projekte:

Jahaj, Dorothee/Janich, Nina (2022): „Nach bestem Wissen – Zum Umgang mit unsicherem Wissen im Kontext wissenschaftlicher Politikberatung.“ *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 18/02. Themenheft „Kritik an Wissen“. Hrsg. Sina Lautenschläger/Lisa Rhein. 115–130.

Janich, Nina (2022): „Warum braucht die Welt Wissenschaft? Wissenschaftskommunikation im Klimawandeldiskurs zwischen Diagnose und Prognose.“ *Deutsche Sprache* 50, 3.22. Themenheft „Diskursive Dynamiken“. Hrsg. Janja Polajnar. 214-233. DOI: 10.37307/j.1868-775X.2022.03.04.

Janich, Nina (2020): “What Do You Expect? Linguistic Reflections on Empathy in Science Communication.” *Media and Communication* 8.1. Special Issue “Emotions and Emotional Appeals in Science Communication”. Eds. Monika Taddicken/Anne Reif. 107-117. DOI: 10.17645/mac.v8i1.2481 (open access).

Janich, Nina (2021): „Wissenschaft in 30 Sekunden? Kurze wissenschaftliche Texte an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit.“ *Kleine Texte*. Hrsg. Steffen Pappert/Kersten Sven Roth. Frankfurt am Main: Peter Lang, 255-284.

Lautenschläger, Sina/Rhein, Lisa (2022): „Der geordnete Rückzug. Sprachliche Grenzziehungen von Virolog*innen in Polit-Talkshows.“ *Zeitschrift für Angewandte Linguistik (ZfAL)* 76: 64–92.

Rhein, Lisa/Lautenschläger, Sina (2022): „Wissenschaftskommunikation im Spannungsfeld von Wissenschaft, Politik und Medien: zur Aushandlung von Gesprächsnormen in Pressekonferenzen und Polit-Talkshows.“ *Fachsprache. Journal of Professional and Scientific Communication* 44.1–2: 20–39.

Simon, Niklas/Sänger, Maïke (2023): „Expertise und Positionierung. Erwartungen an Interaktionsrollen als möglicher Konfliktpunkt in der externen Wissenschaftskommunikation.“ *Wissen kommunizieren. Ethische Anforderungen an die Kommunikation zwischen Wissenschaft und Gesellschaft*. Hrsg. Claudia Paganini/Marlis Prinzing/Julia Serong. Baden-Baden: Nomos, 217–228.



